

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1949)

Artikel: Die Holzschnitzerei am Brienzersee
Autor: Flückiger, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Holzschnitzerei am Brienzersee

Beim Bärenschnitzler.

Da sitzt er an seiner Arbeit, eine hagere gebeugte Gestalt, schütteres Haar. Mit abwägendem Blick schaut er über die Brille, das scharfkantige Gesicht selber ein Modell zum Schnitzen. In der Linken hält er das angefangene Bärlein, die Rechte führt mit abgepreiztem Daumen das Schnitzmesser. Die feinnervigen Hände verraten Gefühl für Material und Form. Sie arbeiten weiter, während er mit mir spricht. Ab und zu streift mich aus graublauen Augen ein Blick, der sonst nur seinem Werkstück gilt. Dann hält er dieses in die Höhe und tastet es prüfenden Auges ab. Er legt es zu den übrigen weissen Bärenleibern, die auf dem Tisch der weiteren Bearbeitung harren. Nun wischt er die blütenweissen, duftenden Holzschnitzelchen zusammen und blickt durch das Fenster der niedrigen Werkstatt, das dem schönheitsdurstigen Auge einen herrlichen Erdenwinkel, die Heimat der Holzschnitzerei am Brienzersee, freigibt. Der grossartige Rhythmus hochgeschwungener Felsgräte bildet das gewaltige Grundmotiv. Wie Teppiche fallen die Alpweiden ihrer Flanken steil ab, zu den dunkeln Wäldern, durchfurcht von Bächen, die zu Zeiten in dämonischer Wildheit das fruchtbare Schwemmgebiet unten am blaugrünen Fjord bedrohen, und die Menschen, die ihre Wohnstätten an die Ufer stellten, zu ständiger Wachsamkeit zwingen.

Aber diese grosszügige, sonnenüberstrahlte Heimat verpflichtet ihre Bewohner der Schönheit. Was Wunder also, dass sie ein kunstbegabtes Volk beherbergt, aus dessen Mitte immer wieder Bildhauer, Maler und Dichter hervorgehen! Und der Hergott lässt an den sonnigen Hängen in reicher Fülle das Material wachsen, dessen sich die Bildhauer bedienen, die zarte Linde, den eigenwilligen Ahorn, die frohe Lärche, den stolzen Nussbaum.

»Einen herrlichen Ausblick habt Ihr da vom Werkstattfenster aus!« »Ein schönes Ländchen!« pflichtet der Schnitzler bei, »zu allen Jahreszeiten, und gerne nehme ich zwischen der Arbeit ein Auge voll davon, das gibt neuen Mut.«

Ich wende nun meine Aufmerksamkeit den Bären zu. In verschiedenen Stellungen sieht man sie da, gut getroffen, eine muntere Schar, mit ihren einwärtsgedrehten Sohlen und drolligen Köpfen. Aus einem in plumpen Umrissen ausgesägten Modell hat das Messer die Köpfe, Schnauzen, Ohren und die Zotteln des Felles herausgeholt.

Wer wird wohl diese Unmasse von Bären kaufen?

»Ich weiss, was Ihr sinnet!« bemerkt mit belustigtem Blicke der fleissige Handwerker. »Bären, lauter Bären; ob der wohl noch etwas anderes schnitzen kann ausser seinen Bären? Auch so ein angelernter Spezialist. Und wenn mal die Leute genug haben von den Bären und diese aus der Mode kommen, was dann?

Ich bin zwar kein bloss Angelernter, einmal habe ich auch andere Tiere, sogar Menschenfiguren geschnitzt und brächte das auch heute noch fertig. Aber die Krise nach den 30erjahren machte uns bescheiden. Unser Handwerk ist an den Fremdenverkehr gekettet; wir müssen schnätzen, was gekauft wird. Gewiss tragen wir eine Verantwortung gegenüber unserem schönen Kunsthandwerk. Aber wir haben auch eine Pflicht gegenüber unserer Haushaltung zu erfüllen, wir haben für die Kinder zu sorgen. Welche Verantwortung hat den Vorrang? Urteilt selber! Die Bären fanden hier immer einen gewissen Absatz. Es ist eine Spezialität, die uns die Tiroler bisher nicht nachmachten.«

»A propos Tiroler!« falle ich ein. »Waren es nicht eigentlich Tiroler, welche die Schnitzerei in unser Bergland verpflanzten? Ich las da von einem gewissen Häschler, der mehrere Jahre in Brienz verbracht haben soll. Ein anderer namens Abbart machte schon zur Zeit der Alphirtenfeste Unspunnen durch seine geschnitzten Becher von sich reden.«

»Ja«, entgegnet der Schnitzler, »man hört ab und zu diese Ansicht. Sie ist aber falsch. Als diese paar Tiroler in unsere Gegend kamen, hatte das Schnätzen bei uns längst schon eine gewisse Stufe erklommen.

Die Schnitzlerei ist überhaupt ein Kind des Berglandes. Schaut unsere alten Häuser und Speicher, unsere Alpgeräte. Sie sprechen von Liebe und Verständnis für die hohe Schönheit unseres Holzes, sie erzählen von langen Winterabenden, an denen sich die Aelpler mit primitivem Schnitzwerkzeug ohne jede Erwerbsabsicht die Zeit verkürzten, indes die Frauen ihren Flachs spannen. Dabei wurden

schon damals Werke geschaffen, die als Merkwürdigkeiten galten und für ihren Hersteller Ehre einlegten.«

Die kurze Unterhaltung mit dem Bärenschnitzler, der seine Ware dem Händler zum Vertrieb übergibt, führt uns eigentlich mitten in die Probleme der Holzschnitzlerei.

Vom Zeitvertreib zum Gewerbe.

Zweifellos ist das Bergland die Heimat der uralten Schnitzkunst; denn wo wäre sonst der Mensch im gleichen Mass darauf angewiesen, sich die wertvollen Eigenschaften des Holzes dienstbar zu machen? Die Natur selbst drückte den Bergleuten das Material in die Hand und liess sie nach und nach das passende Werkzeug zu seiner Verarbeitung finden.

So entwickelte sich frühzeitig aus häuslichem Fleiss und Gestaltungsfreude ohne künstlerische Absicht in den Tälern des Oberlandes ein Hausgewerbe.

Wir hören bereits im XVIII. Jahrhundert von bekannten Schnitzlern aus dem Grindelwald- und Lauterbrunnental, von Isenfluh. Es scheint aber, dass die Schnitzlerei in den Lütchinentälern ihren Höhepunkt bereits überschritten hatte, als sie im Bördeli und am Brienzersee aufzublühen begann.

Der bernische Staat zeigte von Anfang an grosses Interesse für die Möglichkeiten, welche die Entwicklung dieses Gewerbes im Oberland bot, weil es einerseits eine dem Bergland angemessene kleinbäuerliche Tätigkeit nicht ausschloss, andererseits von dem zunehmenden Verständnis für die Schönheit des Alpenlandes Nutzen ziehen konnte.

Den Anstoss gab nicht einmal die eigentliche Schnitzlerei, sondern eine Schutzmassnahme zu Gunsten des Gewerbes der »Druckermacher«, aus dem sich in der Folge die heute recht vielseitige Kleinschreinerei entwickelte.

Einer Urkunde aus dem Jahre 1793 ist zu entnehmen, dass von der Regierung alle Anstrengungen gemacht wurden, der bedeutenden Einfuhr geschnittener Drucken aus dem Schwarzwald im Werte von 15 000 Pfund eine ebenbürtige Produktion im Oberland entgegenzustellen. Zu diesem Zwecke verschrieb man sich auf Kosten

des Staatssäckels einen wohlgeübten Holzdruckenmacher von St. Blasien im Schwarzwald. Dieser nahm, nicht zur unbeschwerten Freude seiner Heimat, die Arbeit in der »Landschaft Interlaken« auf. Für eine tägliche Unterstützung von 5 Batzen hatte er geeignete junge Leute in die »Kunst des Druckenmachens« einzuführen. Die Holzdruckenschule gedieh, und schon im Sommer 1794 konnte der Markt mit einheimischer Ware bedient werden, mit Schmuckkästchen und allerlei im Haushalt verwendbaren Behältern.

Diese Kassetten, welche geradezu einer Verzierung durch das Schnitzmesser riefen, halfen mit, der häuslichen Kunst des »Schnätzens« den Weg zu einem Kunsthandwerk anzubahnen.

Die Entwicklung desselben fällt zusammen mit dem Aufschwung des Fremdenverkehrs, mit dem durch Dichter und Naturforscher wachgerufenen Interesse und Verständnis für die Schönheit und Eigenart des Alpenlandes.

In diesem Aufschwung lag für die Schnitzerei beides, die Möglichkeit der Entwicklung zum Kunsthandwerk und die Gefahr des Abgleitens in Routine und blosse Geschäftstüchtigkeit. So vollzieht sich denn die Entwicklung dieses Gewerbes immer im Kampfe zwischen zwei Mächten und in ihren gelegentlich durch die wirtschaftlichen Notwendigkeiten diktierten Kompromissen.

Wer heute geruhsam den reizvollen Uferanlagen zu Brienz entlang schlendert, stösst unversehens auf einen zierlichen Brunnen, welcher dem Andenken des eigentlichen Begründers der gewerbmässigen Briener-Schnitzerei gewidmet ist.

Christian Fischer, der Sohn eines Geigenspielers und »Girbenmachers« war es, dessen Ideenreichtum und technischem Geschick es gelang, in den Hungerjahren 1816–17 ein vielversprechendes Gewerbe ins Leben zu rufen und Brienz zum Mittelpunkt der Holzschnitzerei zu machen. Dabei unterstützte ihn der wachsende Fremdenverkehr. Ganz besonders drüben am Giessbach fand er zur Sommerszeit guten Absatz für die »Souvenirs«. Dort bestaunten zahlreiche Fremde die eigenwillige Kraft und Schönheit des wilden Bergwassers, lauschten mit Anteilnahme den heimeligen Volksliedern des Schulmeisters Kehrli und seiner Familie und kauften gerne ein geschnitztes Andenken an den genussreichen Ausflug.

Zwar hatte das junge Gewerbe noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Passende Schnitzmesser mussten erfunden und ausprobiert werden. Aber es waren ja erfinderische Köpfe am Werk. Der Kreis der Arbeiten erweiterte sich zusehends. Bald wagten sich



SENNE
Arbeit von H. Huggler-Wyss

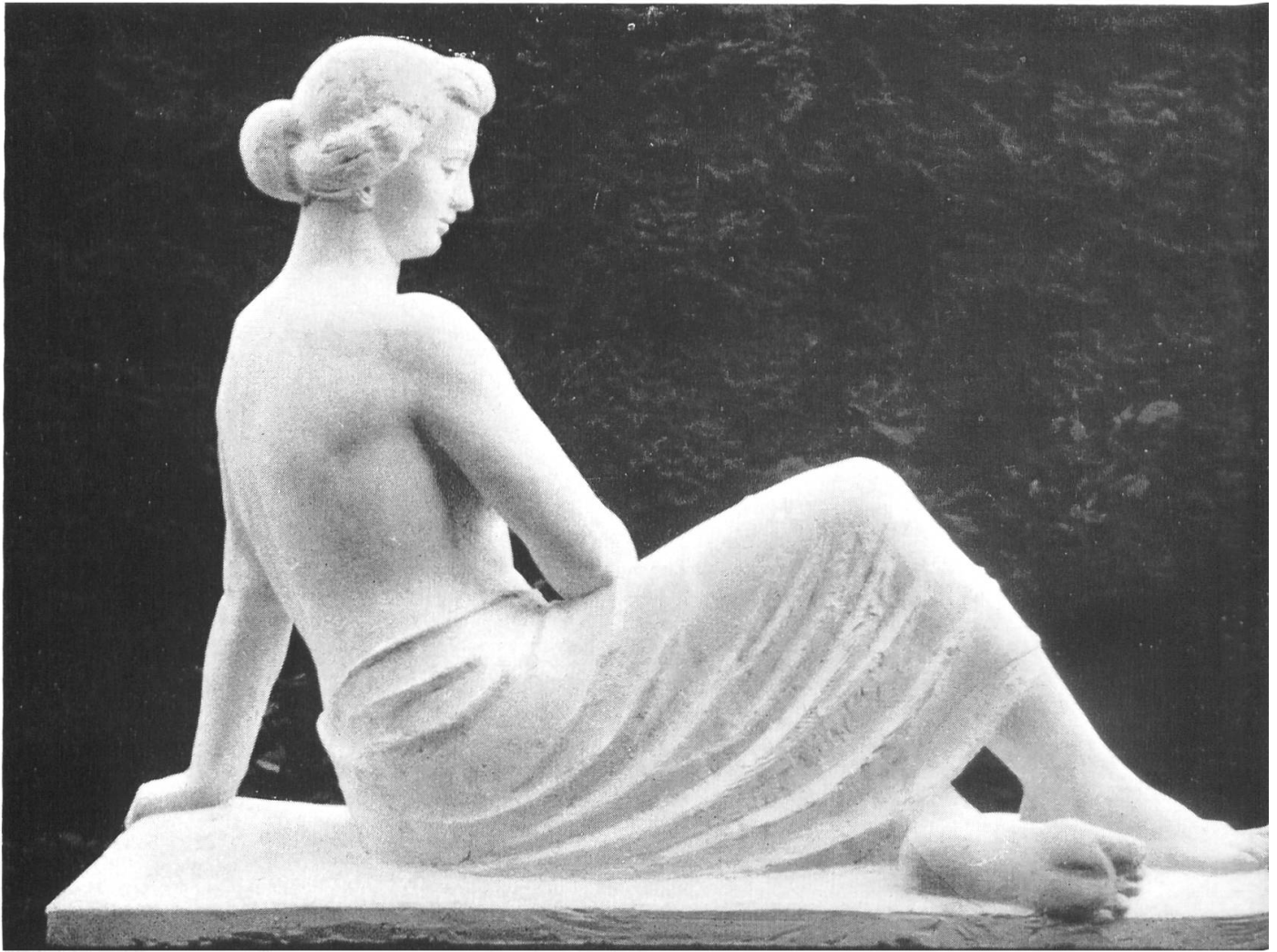


Photo F. Frutschi

GRABMAL
Arbeit von F. Frutschi

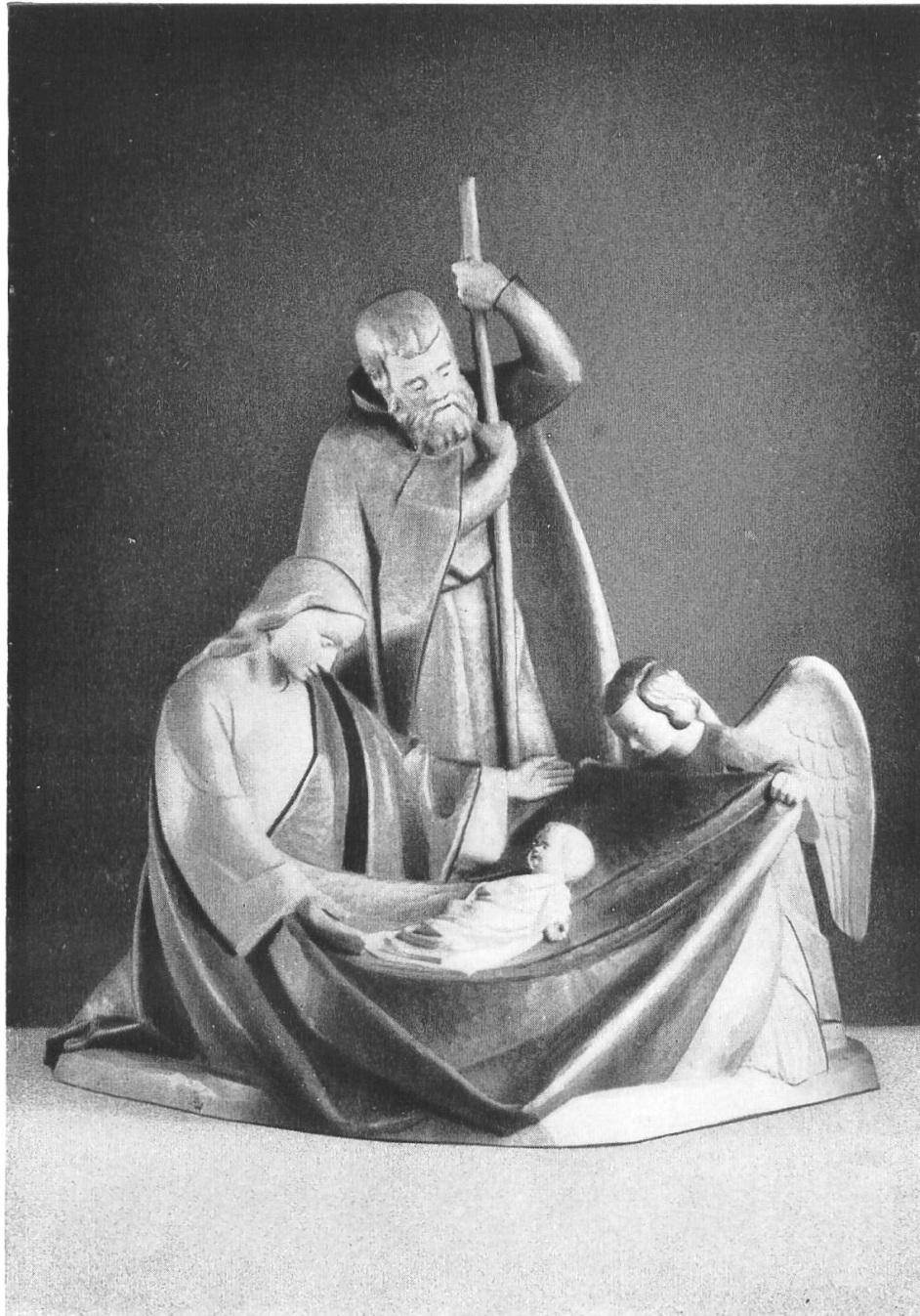


Photo Thomann

KRIPPENFIGUR

E. Thomann

Aus der Werkstatt des »Herrgottsschnitzers«

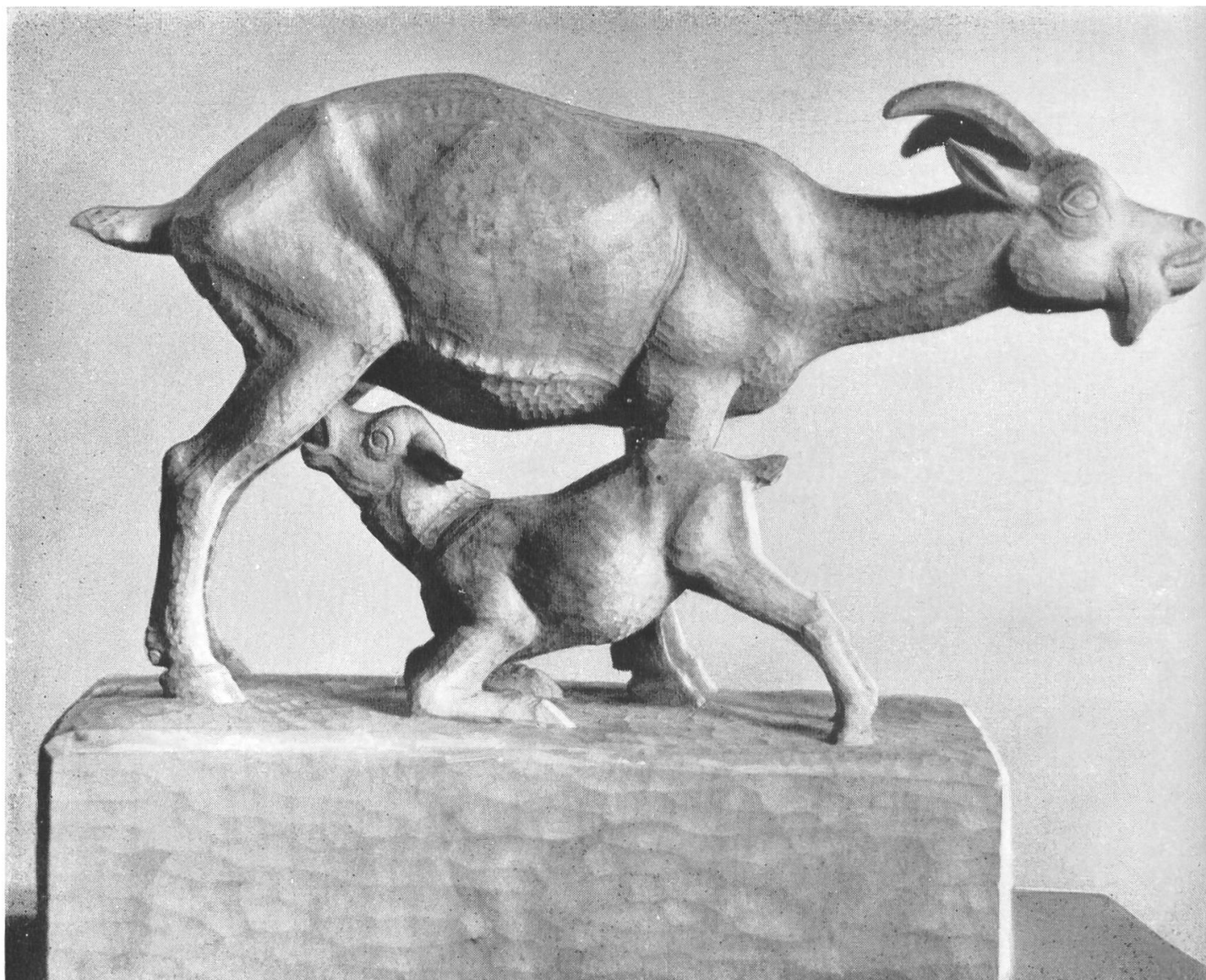


Photo F. Frutschi

Arbeit von F. FRUTSCHI



Photo Ada Niggeler, Bern

Arbeit von H. HUGGLER-WYSS



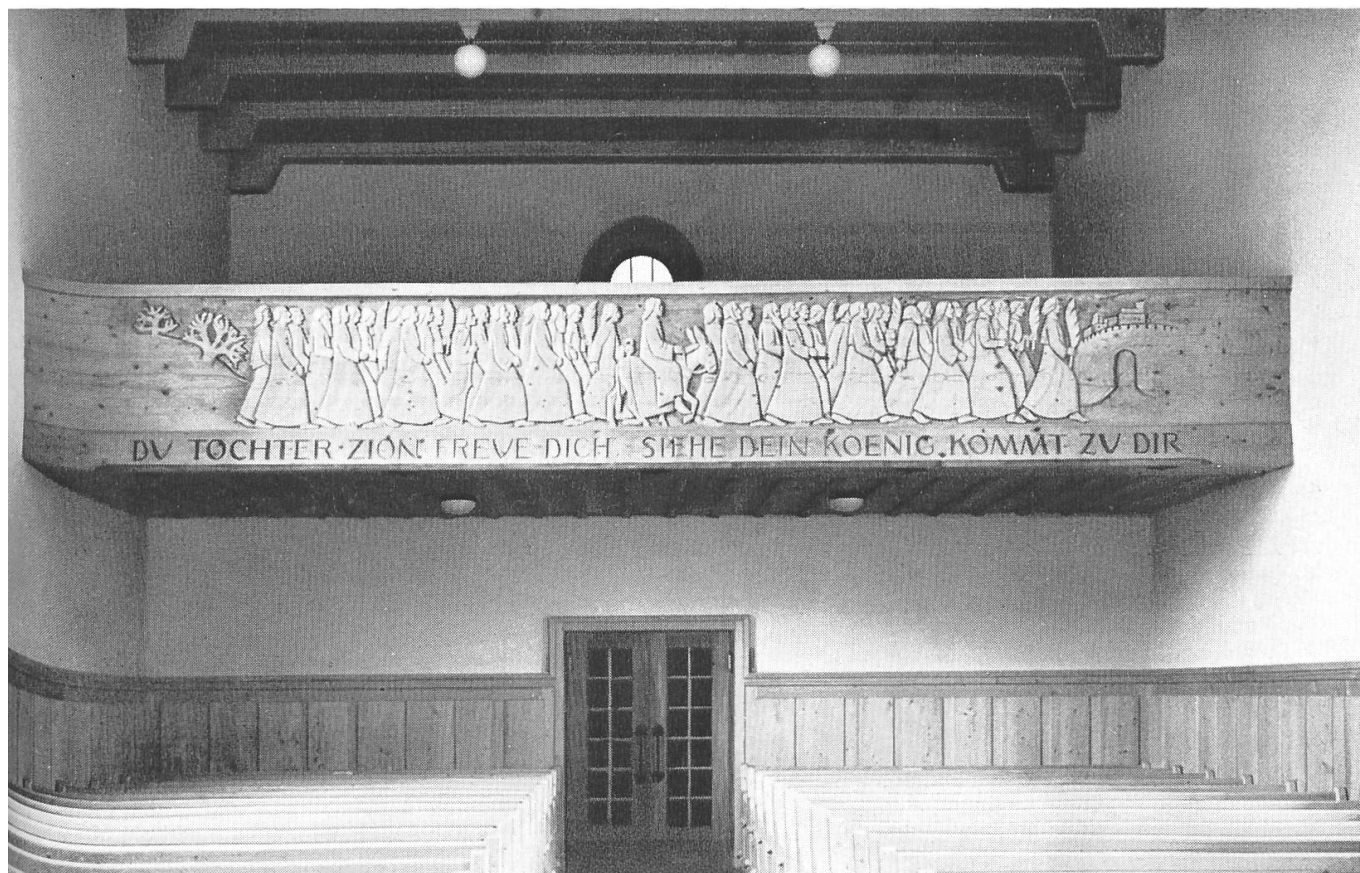
Schnitzerei von H. Huggler-Wyss

Photo Mäder, Brienz

Stets hat die Schnitzerei auch der Förderung kirchlicher

KIRCHE BRIENZ

Kanzel



Schnitzerei von H. Huggler-Wyss

Photo Mäder, Brienz

Kunst volle Aufmerksamkeit gewidmet

KIRCHE BRIENZ

Empore



WERDEGANG EINES BÄREN

Aus dem Holzklotz schält sich allmählich ein brauner Bettelsack

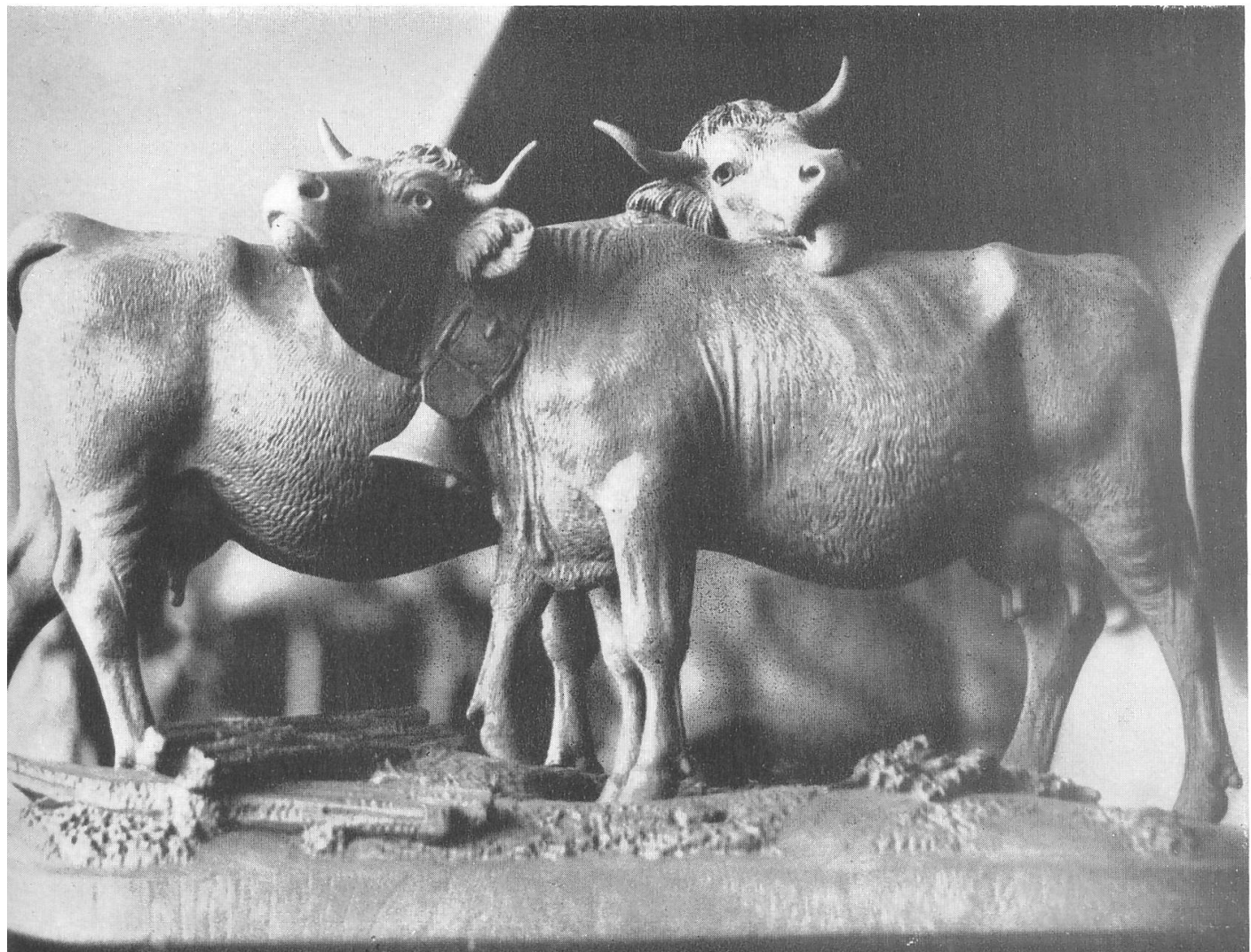


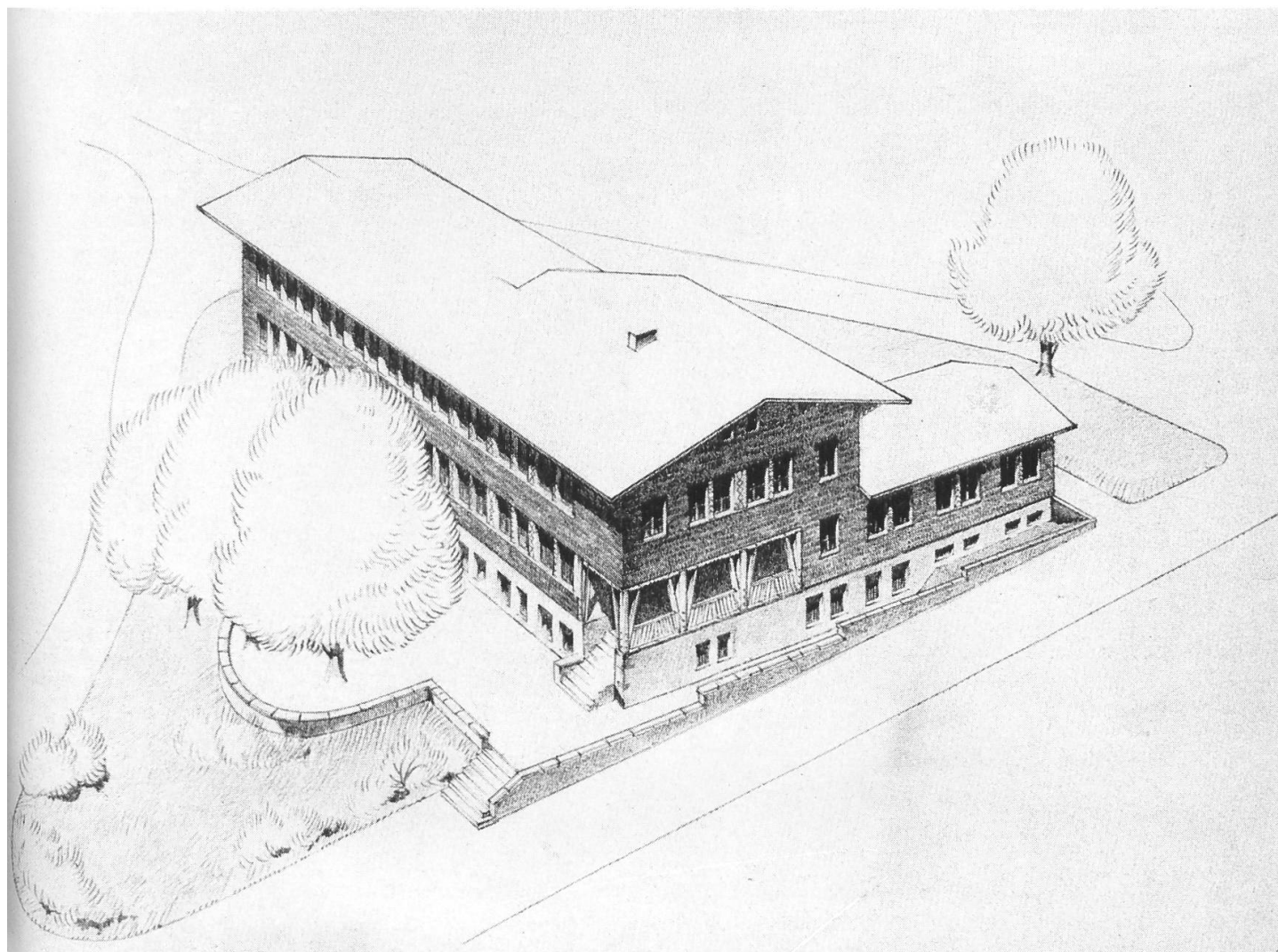
Photo Bilderdienst

KUHGRUPPE
Arbeit von Peter Huggler



B R I E N Z

Die alte Schnitzerschule



Projektverfasser: H. Klauser

BRIENZ
Die neue Schnitzerschule

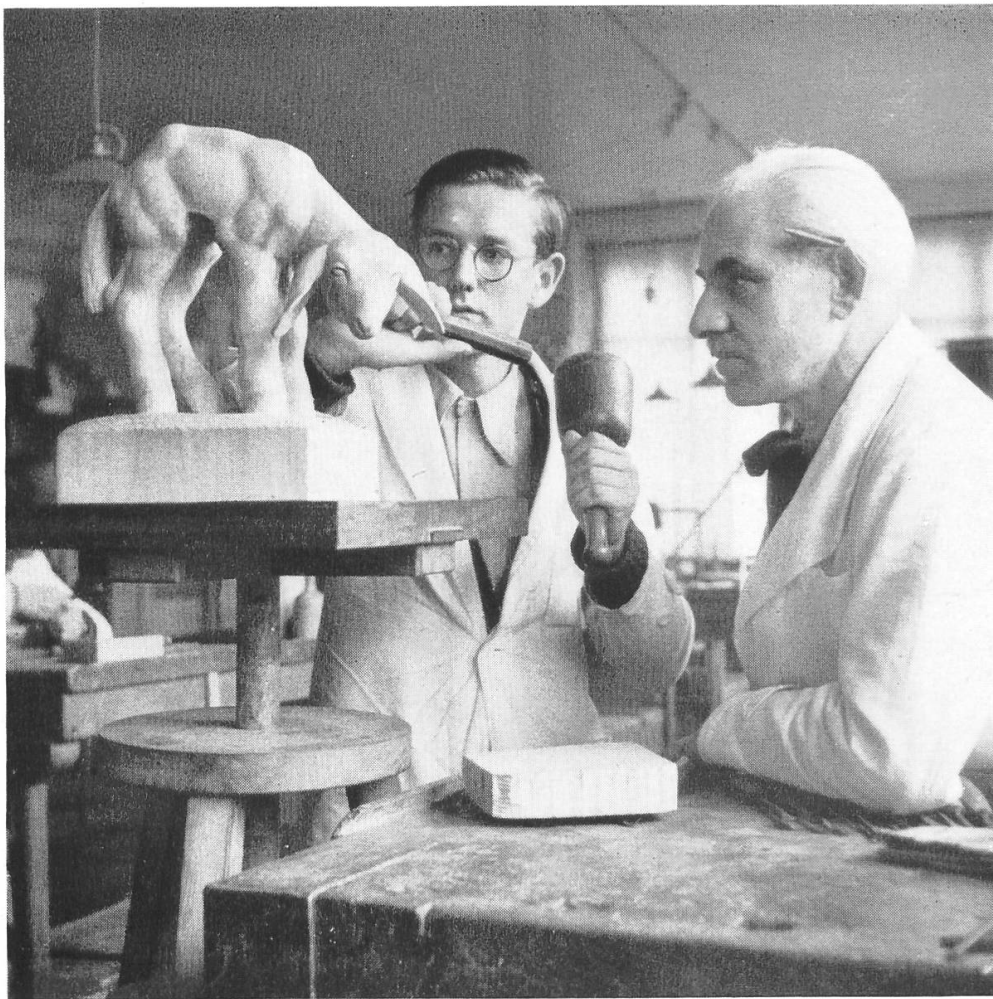
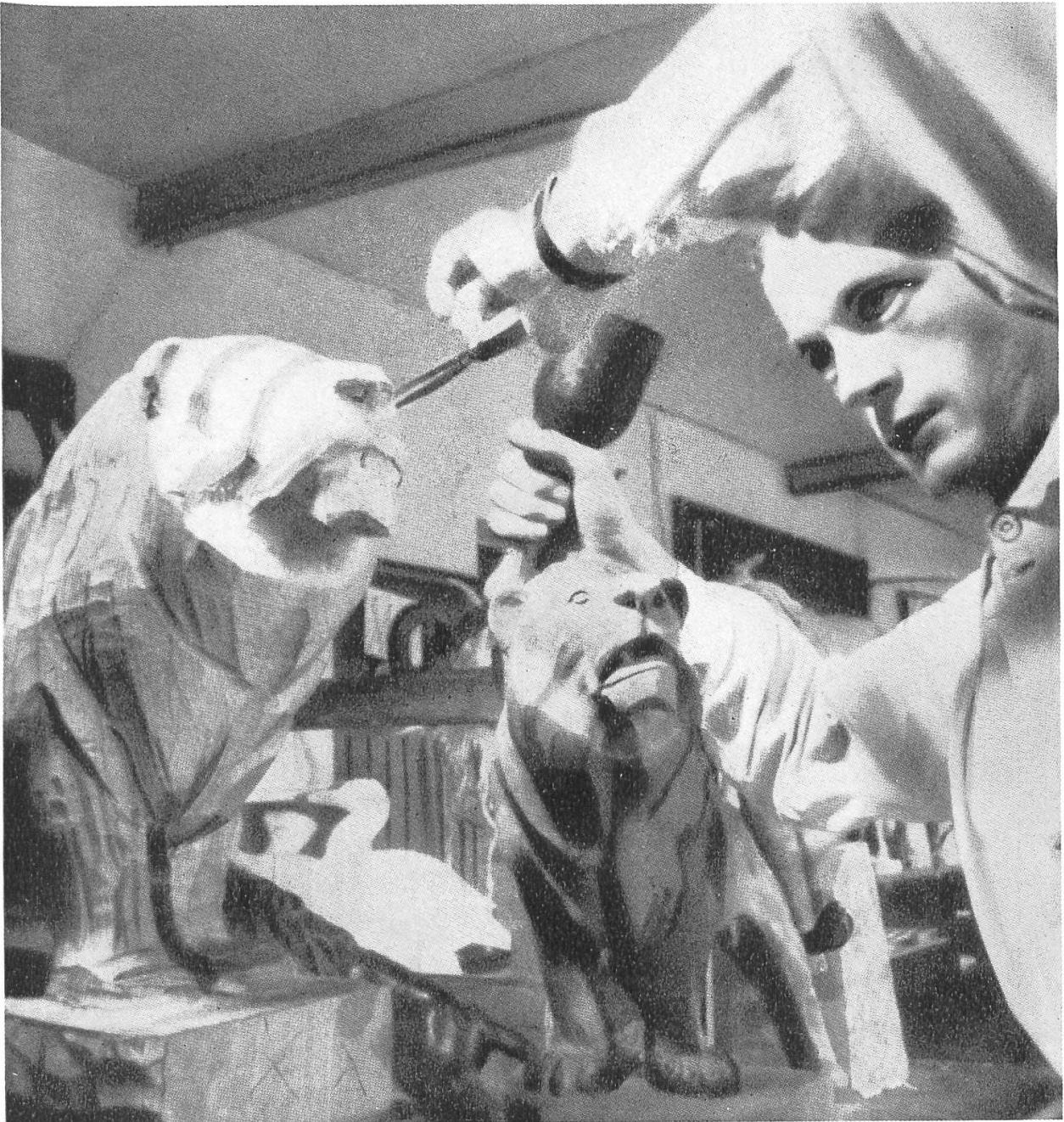


Photo Jeck, Basel

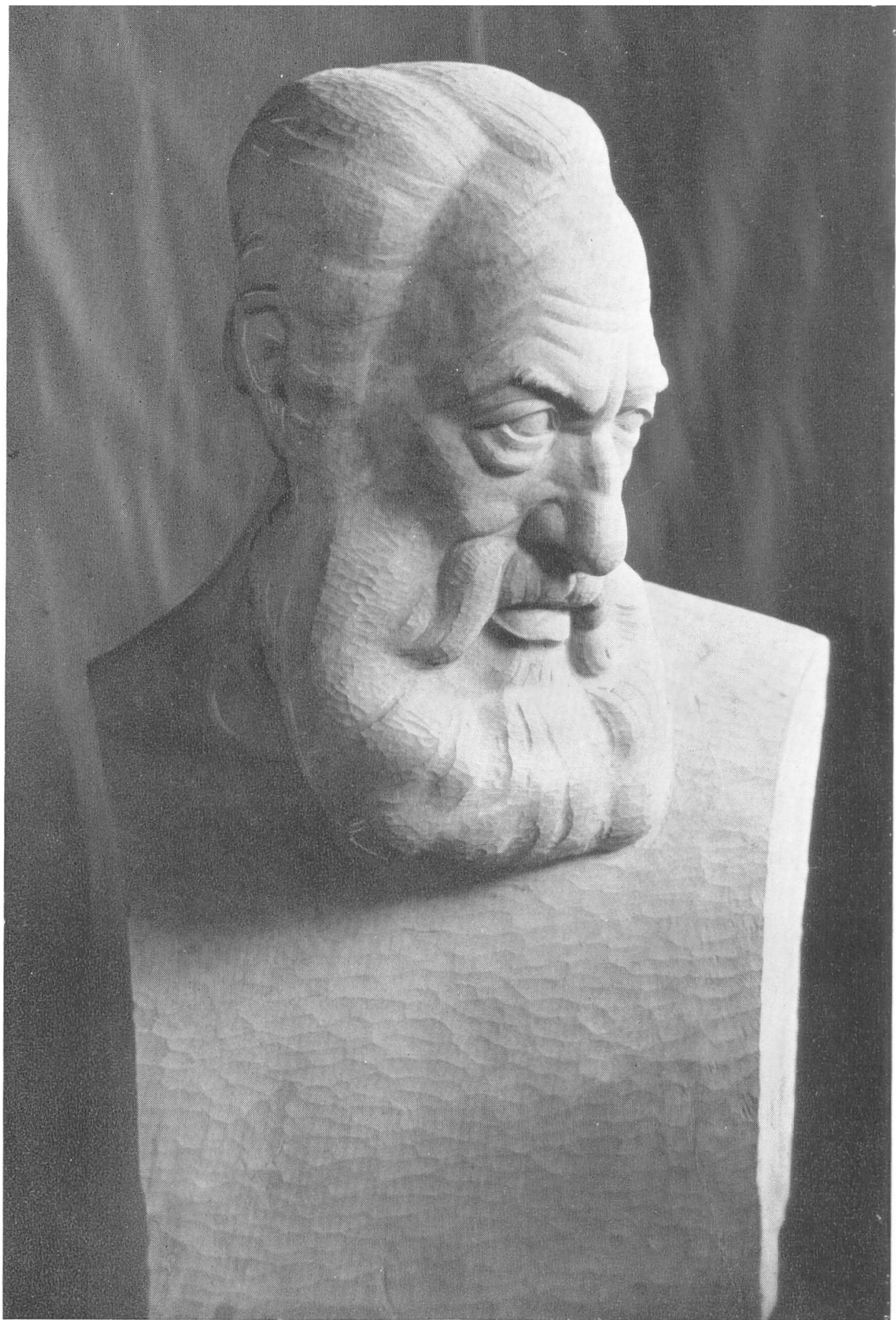
SCHNITZLERSCHULE BRIENZ

Das kritische Auge des Meisters prüft die Schülerarbeit



SCHNITZLERSCHULE BRIENZ

Jeder Meisselhieb muss sitzen. Bereits zeigt das Holz
die charakteristischen Merkmale des Wüstenkönigs



Arbeit von F. FRUTSCHI

geübte Schnitzler an grössere Werke, an die naturalistische Darstellung von Pflanzen, Tieren, ja von Menschenfiguren.

Fischers rastloser Geist vermochte manches Hindernis zu überwinden und für die Entwicklung der Schnitzerei Grundlegendes anzubahnen. Was er erarbeitete, gab er uneigennützig und vorbehaltlos weiter an seine Lehrlinge und Mitarbeiter. Aber da ihm jede künstlerische Schulung abging, geriet er in Gefahr, die Grenzen seines Könnens aus den Augen zu verlieren. Es fehlte vor allem an der gründlichen Naturbeobachtung durch strenge zeichnerische Ausbildung. So ertönte der Ruf nach

Zeichenschulen.

Die bernische Regierung unterstützte weitgehend diese Bestrebungen. Es entstanden solche Schulen in Interlaken, Brienz und Meiringen. Leider schien die anfängliche Begeisterung der Teilnehmer ein Strohfeuer zu sein, und bald hatte man Mühe, diese Schulen durchzubringen. Einzig in Brienz und Meiringen vermochten sie sich zu behaupten.

Das Geschäft lief, die Ware verkaufte sich immer besser, man verdiente Geld an den Fremden. Wozu also die Zeit verlieren mit künstlerischer Ausbildung? Wichtiger schien es, dem Nachwuchs im Schnitzen von Alpenrosen und Edelweiss, von Gemse und Bär in den zahllosen Varianten der Artikel vom Schirmständer bis zum edelweissgeschmückten Salatbesteck immer grössere Routine beizubringen.

Die Regierung, welcher es aber um die grundlegende Ausbildung des Schnitzlers, um die Förderung des Gewerbes auf weite Sicht zu tun war, musste öfters erleben, wie ihre Absichten durchkreuzt wurden.

Die Zeichenschule Brienz wurde getragen von einem gemeinnützigen Verein und erhielt Beiträge von Gemeinde, Staat und Bund. So konnte man tüchtige Lehrkräfte einstellen.

Im Jahre 1863 finden wir den genialischen Künstler Paul Federer, Vater von Heinrich Federer, als Lehrer und Leiter der Zeichenschule, einer ersten Vorläuferin der Schnitzerschule.

Es erforderte von ihm ein gehöriges Mass von Anpassungsvermögen, den grossen Marmorblock in der Glyptothek zu München mit dem kleinen Holzklötz in Brienz, den Meissel und Hammer mit dem Schnitzmesser zu vertauschen.

Sein unruhiges Künstlerblut liess ihn wenig Behagen finden am »Zersäbeln, Klauben und Schaben« des Holzes. So vermochte sich trotz seiner Begabung die Schule unter seiner Leitung doch nicht so recht zu entwickeln. Auch mit der Einführung der Schnitzlerei drüben im Obwaldnerland hatte er wenig Glück. Ein Gewerbe und besonders ein Kunstgewerbe lässt sich eben nicht so ohne weiteres verpflanzen; denn es ist an mancherlei Faktoren gebunden, die im Land und Volke selber liegen müssen.

Wenn wir, von Interlaken her wandernd, in den Schatten der Dorfgasse von Brienz einbiegen, erblicken wir an einem bescheidenen Hause die Gedenktafel, welche uns belehrt, dass wir vor dem Geburtshause Heinrich Federers stehen.

Die Zeit des Aufschwunges.

Die 70er Jahre können gewissermassen als vielversprechender Frühling des Kunstgewerbes am Brienzersee gelten. Die übernehmende Fertigkeit und der hohe, künstlerische Sinn, der aus manchen Arbeiten der Elite unter den Schnitzlern sprach, begründeten seinen Weltruhm. Es entstanden die ersten bedeutenden Geschäftshäuser der Holzwarenbranche. Gleichzeitig aber erhöhten sich auch die Gefahren für die Vertiefung der künstlerischen Entwicklung. Die guten Zeiten brachten dem Gewerbe einen Zuzug von mangelhaft und einseitig ausgebildeten Schnitzlern, deren Arbeit nur auf die kommerzielle Seite des Berufes abzielte und die sich wenig um die Weiterbildung kümmerte, ja dieselbe sogar als Hindernis betrachtete. Zeiten der wirtschaftlichen Erschütterungen waren notwendig, um den Forderungen, welche führende Köpfe der Schnitzlerei aufgestellt hatten, das nötige Gewicht zu verleihen.

Dazu kam der Blick über die Grenzen der Heimat; einen frischen Lufthauch brachte der Besuch der Wiener Weltausstellung durch oberländische Kunstgewerbler. Aus dem Reichtum ihrer künstlerischen Erlebnisse entsprossen neue Ideen und bestärkten sie in

der Ueberzeugung, dass die Heimat noch viel aufzuholen habe, wenn die Schnitzlerei auf dem Weltmarkt bestehen sollte.

Die Erneuerer.

Die Forderungen nach einer grundlegenden, methodischen Berufsbildung junger Schnitzler, nach einem berufsständischen Aufbau des Gewerbes stammten durchaus nicht nur aus dem Kreise der Schnitzler selbst. Einer der regsamsten und eifrigsten Befürworter war der damalige Brienzer Doktor Strasser. Ihm ist es zu verdanken, dass im Frühjahr 1874 im Hotel Kreuz zu Brienz jene denkwürdige Versammlung stattfand, welche wohl für die weitere Entwicklung der Schnitzlerei am Brienzersee richtunggebend wurde.

Ueber 200 Mannen, junge und alte Schnitzler aus dem Oberland, fanden sich ein zu einer gründlichen Aussprache. Dabei wurden Grundsätze für die berufliche Bildung des Kunsthandwerkers aufgestellt, welche noch heute volle Gültigkeit beanspruchen dürfen.

Vor allem verlangte Architekt Davinet aus Interlaken in seinen Ausführungen einen zielbewusst aufgebauten Zeichnungsunterricht und als dessen wichtigen Mittelpunkt ein ernsthaftes Naturstudium.

An einer reichen Modellsammlung von Kopien bedeutender Kunstwerke, an Originalen wertvoller Werke einheimischer Künstler sollte im jungen Kunstbeflissenen das Gefühl für Proportion und Stil geweckt werden. Hand in Hand mit dem Fortschreiten der zeichnerischen Ausbildung entwickelten sich die Kenntnisse des Materials und die Technik der Arbeit.

Eine allgemeine künstlerische Ausbildung sollte die Berufsarbeit des werdenden Künstlers immer wieder befruchten und vor Verflachung bewahren. Davinet gab der Ueberzeugung Ausdruck, dass dieses Ausbildungsziel nur durch Schulen erreicht werden könne.

Wohl hatten einzelne bedeutende Schnitzler ohne jede schulmässige Ausbildung einen hohen künstlerischen Stand erreicht und sich Geltung über die Grenzen des Landes errungen. Aber nun handelte es sich um ein ganzes Gewerbe, das einen grossen Teil der Bevölkerung am Brienzersee umfasste. Darunter waren manche Berufsanwärter, welche mit grossem natürlichem Geschick an ihre Arbeit herantraten. Diese Begabung konnte man doch nicht einfach verwildern lassen!

Recht deutliche Worte fielen auch gegen Schablone, ödes Kopieren und überladene Ornamentik.

Nur durch Zusammenfassung aller guten Kräfte in einem Berufsverband der Oberländer Holzschnitzerei war es möglich, die Souvenirindustrie auf die Ebene einer Heimatkunst zu erheben, die über alle Modeströmungen hinweg ihre Geltung behielt.

Es war eine gute Saat, welche da ausgetreut wurde. Vor dem geistigen Auge der Erneuerer erstand für einen Augenblick das Idealbild einer oberländischen Schnitzlerschule als weithin sichtbare Warte der Heimkunst, getragen von einem wohl organisierten, eigenen Berufsverband, gestützt vom tatkräftigen Beistand des Staates.

Diese Saat zu betreuen, war die Aufgabe einer Kommission, in welche alle Schnitzlereigebiete von Meiringen bis Interlaken ihre Vertreter abordneten. Aber gut Ding will Weile haben. Zehn Jahre dauerte es, bis sie aufging, 10 Jahre unablässiger Aufklärungsarbeit und zähen Kampfes gegen das « *laissez aller, laissez faire* ». Man rief in verschiedenen Dörfern neue Zeichnungsschulen ins Leben, man versäumte keine Gelegenheit, Anschluss an das Kunstschaffen im Ausland zu gewinnen und Vergleiche zu ziehen. Schon zeichnete sich eine Bewegung gegen einen allzu sklavischen Naturalismus ab. Einige Künstler begannen eigene Wege einzuschlagen. Einen schönen moralischen und finanziellen Erfolg brachte der Schnitzlerei die Weltausstellung in Philadelphia. Die Werke, welche dort ausgestellt wurden und grosses Interesse fanden, waren gewissermassen das Resultat eines »Ausscheidungswettkampfes« der besten Künstler.

Der Staat unterstützte in weitblickender Weise alle diese Massnahmen. Es darf überhaupt festgestellt werden, dass in der Regierung immer wieder Männer sassen, denen die Förderung des Kunstgewerbes im Oberland Herzenssache bedeutete. Für Reisen zu Studienzwecken, zum Besuche bedeutender Kunstaussstellungen, für den Ankauf wertvoller Modelle hatte man eine offene Hand.

Trotz dieser erfreulichen Entwicklung schien die Idee der Gründung einer Schnitzlerschule nur noch ein Schattendasein zu führen. Auch ein neuerlicher Vorstoss des Holzwarenfabrikanten Klein aus Meiringen wurde zwar protokolliert, aber dabei blieb es. Der wirtschaftliche Aufschwung der Schnitzlerei brachte ein üppig ins Kraut schiessendes Spezialistentum, was dem Fortbestand des Berufsverbandes nicht eben förderlich schien. Er zeigte nach kaum zehnjährigem Bestehen deutliche Anzeichen der Agonie.

Da war es wiederum nicht ein Schnitzler, der entscheidend eingriff, sondern der Brienzer Pfarrer Heinr. Baumgartner, ein begeisterter Freund der Schnitzlerei. Er scharte die gutgesinnten, initiativen Kräfte um sich, und es gelang in verhältnismässig kurzer Zeit, die Grundlagen für die Errichtung einer

Oberländischen Schnitzlerschule

zu schaffen.

Auf das Jahresende 1884 eröffnete sie ihre »Pforten« bei einem Bestande von 10 Schülern im Unterweisungslokal zu Brienz. Ein bescheidener Anfang.

Das Budget weist Ausgaben auf in der Höhe von Fr. 7500.—, an welche Bund und Kanton Fr. 6000.—, die Gemeinde Brienz Fr. 1500.— beisteuerten. *)

Aber auch dieser bescheidene Anfang wäre nicht möglich gewesen ohne die tatkräftige Unterstützung durch Regierungsrat von Steiger, der sich als warmherziger Freund des oberländischen Kunstgewerbes für die Beitragsleistung des Staates einsetzte.

Das Schifflein war flott. Es durch die Brandung in die günstige Strömung zu steuern, bedurfte der ganzen Umsicht des Steuermannes und seiner Mitarbeiter. Das Ansehen der jungen Schule stand und fiel mit dem künstlerischen, technischen und pädagogischen Geschick ihres Leiters und der Lehrkräfte. Es war nicht leicht, den richtigen Mann zu finden. Man suchte ihn im Nachbarland und fand ihn schliesslich nach allerlei Erfahrungen in den eigenen Reihen, unter den erprobten und anerkannten Mitarbeitern. Das waren Lehrkräfte, welche die Verhältnisse kannten und sich seit Jahren uneigennützig für die Idee eingesetzt hatten.

Die Schule nahm ihre Tätigkeit auf und auch ihren Kampf. Ohne Kampf kein Sieg. Es waren wechselvolle Zeiten. Sie brachten Anerkennung, aber auch Anfeindungen.

Diejenigen Kreise, welche in der Schule weniger eine kunstgewerbliche Warte der Schnitzlerei sehen wollten, als eine blosse Anstalt für die Abrichtung junger Leute zur serienmässigen Herstellung von Bazarware, wandten sich enttäuscht ab. Man lauerte der Schule auf und machte sie zum Sündenbock für alles, was irgendwie in der

*) Siehe K. Christen: 50 Jahre Schnitzlerschule.

Schnitzerei nicht nach Wunsch ging. Man grollte ihr, weil die finanziellen Sorgen sie gelegentlich zwangen, bezahlte Privataufträge auszuführen.

Während ein Inspektionsbericht die zu wenig gründliche Pflege des historischen Ornamentes rügte, beklagte sich eine Gruppe von Schnitzlern darüber, dass dem Figureschnitzen, besonders der Menschenfigur, nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt werde. Nicht selten verdichteten sich Angriffe auf die Schule zu gehässigen Pressefehden.

Dass die Schule mit ihren vorerst primitiven Einrichtungen kein fertiges Gebilde darstellen konnte, dass sie ehrlich suchen und streben musste und dabei vielleicht mal einen Irrtum beging, wollten die Kreise, die ihr grundsätzlich ablehnend gegenüber standen, nicht begreifen.

Fast wundert es uns, dass die Männer, welche das Geschick der Schule leiteten, unter diesen Umständen mit ruhiger Sachlichkeit und Gelassenheit auf das einmal in das Auge gefasste Ziel hin weiter arbeiteten. Dabei waren natürlich gelegentliche Kompromisse notwendig und werden es immer sein. Man darf selbstverständlich über den kunstgewerblichen Erneuerungsbestrebungen die rein wirtschaftliche Bedeutung der Schnitzerei, die einem ansehnlichen Teil der Bevölkerung Arbeit und Brot verschafft, nicht übersehen. Die Schnitzerei wird immer auf Gedeih und Verderb mit dem Fremdenverkehr verbunden sein. Der Schnitzler arbeitet zur Hauptsache für die Wood-Carving-Geschäfte der Kurorte. Daneben haben auch die Bestrebungen der Grabmalkunst, die Erstellung geschnitzter Wegweiser, die Ausführung anatomischer Modelle, die Möbelschnitzerei und die Zusammenarbeit mit Drechslern und Kleinschreibern für die Herstellung von Gebrauchsgegenständen immer grössere Bedeutung erlangt. Gerade der Einführung und Förderung neuer Arbeitsgebiete hat die Schnitzerschule immer und mit Erfolg ihre Aufmerksamkeit geschenkt.

Die zu Zeiten ausserordentlich starke Nachfrage nach Reiseandenken führte zu einer sehr weitgehenden Spezialisierung der Schnitzler. Wir finden da Werkstätten, in denen jahraus, jahrein Serien eines einzelnen Gegenstandes fabriziert werden. So erlangten die Arbeiter eine schier unerhörte Fertigkeit und Arbeitsintensität, mit deren Hilfe es möglich wurde, dem billigen Angebot ausländischer Schnitzereigebiete die Stange zu halten und sich durch besonders typische Spezialitäten auf dem Markte zu behaupten. Dass

in der Flut der Erzeugnisse, der kleinen und kleinsten Schnitzarbeiten, auch solche mitschwammen, die eine Konzession an den schlechten Geschmack des Publikums bedeuteten, war unvermeidlich.

Daraus aber ergaben sich allmählich Schwierigkeiten für den notwendigen Nachwuchs im Schnitzlergewerbe. Wie sollte bei der äusserst differenzierten Arbeitsweise dem Privatbetrieb eine grundlegende Ausbildung von Lehrlingen im Sinne der aufgestellten Forderungen noch möglich sein?

Diese Aufgabe konnte nur von einer Berufsschule übernommen werden, die den gesamten Ueberblick über das Gewerbe hatte, einer Zersplitterung der Kräfte wirksam entgegentreten und die Heimkunst vor Verflachung und damit vor dem Zerfall bewahren konnte.

Von ihrer erhöhten Plattform aus konnte die Schule auch die Bestrebungen zur Einführung neuer Arbeitsgebiete überblicken und fördern.

Es war ein dornenvoller Pfad, den die junge Schnitzlerschule zu gehen hatte. Zwischen der Forderung nach leicht verkäuflicher, billiger Dutzendware, nach Arbeit und Verdienst für die Grosszahl der Schnitzler einerseits und der künstlerischen Verantwortung andererseits den ausgewogenen Weg zu finden, war keine leichte Sache.

Besondere Schwierigkeiten verursachte der drückende Raumangel der Schule und die Sorge für die Erhaltung des Tierparks am Fluhberg, welcher den jungen Schnitzlern die notwendigen Modelle zu liefern hatte.

Die Zeitläufte schienen dem Werke nicht eben günstig zu sein. Es bedurfte des ganzen Einsatzes begabter, hingebender Lehrkräfte wie von Vorsteher J. Kienholz, von J. Ablanalp, E. Bühlmann, J. Brandenberger und A. Huggler, im Dickicht oft einander widerstrebender Forderungen den rechten Weg zu finden.

Krieg und Krise

Der Weltkrieg von 1914—18 schien den Zusammenbruch aller Hoffnungen zu bedeuten. Als Gewerbe, das nicht unbedingt lebensnotwendige Gegenstände produziert, war die Schnitzlerei vor

allem den Wirkungen des Weltkrieges, den Einschränkungen, ja dem totalen Stillstand ausgeliefert. Wie hart musste es den Schnitzler, der mit Leib und Seele an seiner schönen Arbeit hing, ankommen, sein Messer mit Pickel und Schaufel zu vertauschen und bei einer Wildbachverbauung als Handlanger anzustehen! Manche tüchtige Kraft wandte sich in dieser Zeit einem »sichern Pöstli« zu und ging so dem Berufe verloren.

Fast noch schlimmer hauste die Krise, die in den Dreissiger-Jahren einsetzte. Hohe Einfuhrzölle fremder Länder erschwerten die Ausfuhr. Sie sank daher auf etwa $\frac{1}{10}$ ihres bisherigen Volumens.

Die Wandlung des Geschmacks, die Entwicklung der Technik brachte eine Abkehr von der schwülstigen Ornamentik und fabrikmässigen Nachäfferei vergangener Stilarten. »Moderne Sachlichkeit« nannte sich eine Bewegung, welche darauf ausging, alle verlogene Dekoration, die weder material- noch zweckgemäss schien, auszuschalten. Diese Bewegung hat viel Gutes geschaffen. In ihrer Uebertreibung aber brachte sie jene nüchternen Zweckformen hervor, die uns im Augenblick überraschen, auf die Dauer aber kalt lassen. Es schien, als habe die Schnitzlerei hier wenig mehr zu suchen.

Schwere Zeiten haben manchmal auch ihr Gutes. Sie zwingen zur Besinnung. Wie manches grosse Werk der Verständigung wuchs hervor aus einer Zeit wirtschaftlichen Niederganges!

Bund und Kanton taten ihr möglichstes, um die, wie man glaubte, vorübergehende Notlage des Schnitzlergewerbes zu lindern. Dabei war man sich bewusst, dass mit dieser Ueberbrückung augenblicklicher Schwierigkeiten keine grundlegende Besserung erzielt werden konnte. Vielmehr mussten die in der Schnitzlerei liegenden Möglichkeiten der Selbsthilfe mobilisiert werden.

Einen wesentlichen Fortschritt brachte im Jahre 1928 die Verstaatlichung der Schnitzlerschule. Sie wurde administrativ dem kantonalen Gewerbemuseum unterstellt, mit dem sie seit Jahren in enger Zusammenarbeit verbunden war, und das den wichtigen Erwerbszweig von jeher durch Anbahnung neuer Arbeitsmöglichkeiten und periodischer Ausstellungen zu fördern suchte.

Auf dieser festen Grundlage schien eine freiere Entwicklung der Schule möglich. Als der hochverdiente, tapfere Leiter, Johann Kienholz, altershalber von seinem Posten zurücktrat, war man sich klar, dass ihn nur ein durchgebildeter Fachmann und freischaffender Künstler von Bedeutung zu ersetzen vermochte.

In Bildhauer Friedrich Fruttschi fand man die gesuchte Persönlichkeit. Der neue initiative Vorsteher stand vor keiner leichten Aufgabe. Kaum hatte er das Steuer ergriffen, so überzog sich der politische Himmel Europas mit Gewitterwolken. Als Vorläuferin des unheilvollen zweiten Weltkrieges trat eine beängstigende Windstille ein, die Krise. Sie drohte dem Schiffe den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Dass der befürchtete Zusammenbruch nicht erfolgte, dass im Gegenteil die Kriegsjahre der Schnitzlerei eine reiche Fülle von Aufträgen brachten und die Produktion auf hohe Touren setzten, war ein Glücksfall, den unser Land vor allem »Gottes gnädiger Fürsorge« zu verdanken hatte.

Es ist dabei nicht ohne Interesse, in Zeitungsberichten über eine Versammlung des Berufsverbandes oberländischer Holzschnitzler zu lesen, dass die Schnitzlerschule über die »Anzeichen der Qualitätsverminderung im Gefolge der Hochkonjunktur« wachen müsse. Ist also die Gefahr der Verwilderung und Einzelgängerei noch nicht gebannt, dauert der Kampf weiter?

Im Jahre 1942 veranlasste der bernische Gewerbeverband den Vorsteher des Lehrlingsamtes, E. Jeangros, die wirtschaftlichen, technischen und künstlerischen Möglichkeiten einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Das Resultat seiner Studien legte er in einer interessanten Schrift nieder. Darin wird vor allem eine kräftige Berufsgemeinschaft als Zusammenfassung aller aufbauenden Kräfte verlangt. Das Arbeitsprogramm dieser Organisation sieht folgende 12 Punkte vor:

1. Förderung der beruflichen Aus- und Weiterbildung.
2. Beschaffung von Modellen und Mustern.
3. Vermittlung geeigneter Werkstoffe und Werkzeuge.
4. Beschaffung und Weitervergebung von Aufträgen an fähige Berufsangehörige.
5. Einführung neuer Arbeitszweige.
6. Betriebsberatung.
7. Ordnung von Lohn- und Preisgestaltung.
8. Beschaffung von Arbeitskrediten.
9. Modell-, Muster- und Rechtsschutz.
10. Förderung sozialer Einrichtungen für das Schnitzlergewerbe, wie Alters-, Kranken- und Sterbekasse, Versicherung, Krisenfonds, Umschulung.

11. Durchführung von Ausstellungen, Wettbewerben, Vorführungen, Werbung für Wertschätzung und Kauf guter Erzeugnisse.
12. Durchführung behördlich angeordneter Massnahmen und Bereitstellung von Unterlagen zur Wirtschafts- und Zollpolitik für das Schnitzlergewerbe.

Dieses Programm umfasst ausser den Aufgaben, wie sie bereits im Jahre 1874 ins Auge gefasst wurden, eine Reihe wichtiger, sozialer Probleme.

Zusammenarbeit an Stelle unfruchtbarer Kritik; auf dieser Grundlage werden sich scheinbare und wirkliche Gegensätze überbrücken lassen.

Altes und Neues

Beides kommt sichtbar zum Ausdruck etwa in der Auslage eines Holzwarengeschäftes.

In einem Schaufenster sehen wir die Vertreter der alten Schnitztechnik: Uhrgehäuse, Fruchtschalen, Gemen, Hirsche, Adler, Bären in den unmöglichsten Stellungen, den Wilhelm Tell, Kassetten, Bestecke, Figuren aller Art, unter denen wir auch solche ausländischer Herkunft sofort registrieren, dann kleine und kleinste oft raffiniert ausgedachte Gebrauchsgegenstände. Wir bestaunen die hohe Stufe handwerklichen Könnens, die manche dieser bis ins letzte Detail einwandfrei gearbeiteten Stücke zeigen; wir bekommen Respekt vor dieser Leistung; wir denken daran, was zu erreichen ist, wenn diese Begabung künstlerisch geschult wird.

Gleich daneben finden wir, mit Sammet ausgeschlagen, eine Ausstellung neuerer Erzeugnisse der Figurenschnitzerei. Da steht ein junges Gamslein in unbeholfenem Uebermut auf seinem allzugrossen Beigestell, junge Füchselein, eng aneinander geschmiegt, schauen uns aufmerksam entgegen, ein spielendes Wiesel wittert misstrauisch, ein Stier verrät in seiner Stellung die »ungeheure Kraft des Halses«.

Diese Figuren zeigen weniger naturalistische Details, dafür aber eine kraftvolle Konzentration des Ausdrucks. Sie lassen auch noch etwas von der Schönheit des Holzes übrig.

Dann entdecken wir bei aufmerksamer Betrachtung der Schaufenster Schnitzereien, die irgendwie auf dem Wege vom ersten ins zweite Schaufenster stehen blieben. Sie zeigen aber die Linie der Entwicklung, sie beweisen, dass ein Weg zwischen Kunstgewerbe und guter Souvenirindustrie zu finden ist.

Wie müssig ist es, alte und neue Malerei gegen einander auszuspielen oder die Standardwerke der alten Schnitzlergilde gegen neue Erzeugnisse! Ob Kunst oder nicht Kunst, das richtet sich nach anderen als zeitlichen und rein technischen Gesichtspunkten. In einem einfachen Liedchen kann viel mehr wahre Kunst stecken, als in einer virtuoson Etude.

Aber wahre Kunst verkauft sich manchmal schlecht, und die Schnitzler wollen verkaufen, wollen leben.

An dieser Tatsache wird die Schnitzerschule nicht vorbeigehen können, sie muss sich den gewerblichen Notwendigkeiten anpassen. Allerdings darf sie dabei nicht heruntersteigen in ein Spezialistentum, in welchem schliesslich eine gründliche, fachliche und künstlerische Ausbildung untergeht. Sie will aber auch nicht überhebliche Halbkünstler heranbilden, die mit Verachtung auf alles herunterblicken, was frühere Schnitzergenerationen leisteten.

Die jungen Kräfte, die aus der Schule hervorgehen, müssen sich in das Gewerbe einordnen können und es kraft ihrer Ausbildung in allen Zweigen auf die Stufe eines Kunsthandwerks bringen, das in seiner Qualitätsarbeit unabhängig bleibt von kurzlebigen Modeströmungen.

Der Lehrplan der Schnitzerschule trägt diesen Forderungen weitgehend Rechnung. Die Schule bietet Hand zu allen zweckmässigen Vorkehren, die im wohlverstandenen Interesse der Schnitzerei liegen. Sie bemüht sich unter ihrer ausgezeichneten Leitung mit Eifer um die Erweiterung des Arbeitsgebietes der Schnitzerei. Die Freude am zweck- und materialgemässen Ornament erwacht wieder, die Schnitzerei findet Eingang in der Ausstattung der Kirchen.

In Brienz wächst gegenwärtig ein stattlicher Neubau der Schnitzerschule aus dem Boden als äusseres Zeichen der Zusammenarbeit aller interessierten Kreise. Im Laufe des Jahres 1950 soll er unter Dach kommen und bezogen werden. Freundliche, stimmungsvolle Arbeitsräume werden den Schnitzerschülern eine anregendere Umgebung bieten, als es bisher der Fall war. Für die ver-

schiedenen Unterrichtsgebiete sind zweckmässige Einrichtungen vorgesehen. Der Raum gestattet auch die Vergrösserung der Schülerzahl. Die Rückkehr aus der Diaspora in ein wohleingerichtetes heimeliges Haus wird der Schule grosse Erleichterung bringen.

Hoffen wir, der Traum des Brienzerdoktors Strasser und seiner Getreuen, die anno 1874 die grosse Schnitzlerversammlung im Hotel Kreuz einberiefen, gehe nun in Erfüllung:

Die Schnitzlerschule, als weithin sichtbare Warte der Oberländer Heimkunst, getragen von einem wohlorganisierten, einigen Berufsverband, gestützt vom Wohlwollen und Beistand des Staates.

August Flückiger.